

Mick Herron
Down Cemetery Road

Zoë Boehm ermittelt in Oxford

ROMAN

Aus dem Englischen von
Stefanie Schäfer

Mit einem Vorwort von
Emma Thompson

Diogenes

Die Originalausgabe ist 2003 bei Constable, an imprint of
Constable & Robinson Ltd, London erschienen
DOWN CEMETERY ROAD (OXFORD BOOKS 1) © Mick Herron, 2003
Introduction © 2025 Emma Thompson

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
150/25/852/1
ISBN 978 3 257 30115 1

*Für meine Mutter
und in Erinnerung an meinen Vater*

Wenn Sie ein Feuer entdecken, so begannen die Anweisungen, schreien Sie »Feuer«!, und versuchen Sie, es zu ersticken. Es war ein zweckdienlicher, nüchterner Ratschlag, der sich fast unbegrenzt anwenden ließ. Wenn Sie entdecken, dass die Gäste Ihres Mannes Arschlöcher sind, schreien Sie »Arschloch!«, und versuchen Sie, sie zu ersticken. Das war ein guter Anfang. Sarah war nur noch ein Glas Wein davon entfernt, es umzusetzen.

Doch diese Anweisungen hatten in ihrem Büro an der Wand gehangen, als sie noch gearbeitet hatte, und galten nicht für die Küche. Hier erwartete Mark, dass jeglicher Notfall ordnungsgemäß bewältigt – Krisenmanagement war sein neuer Spleen – und unverzüglich nach Schwere, Art und karriereschädigendem Potenzial eingestuft wurde: Erdbeben, Großbrand, Nudelknappheit. Seine Gäste standen nicht auf dieser Liste, da sie unter »höhere Gewalt« fielen und als solche zu ertragen waren. Natürlich sind sie Arschlöcher, Sars, würde er sagen, wenn sie weg waren und er sich Ironie wieder leisten konnte. Er ist reich, und sie ist dumm: Was hast du erwartet? Dass sie nett sind? Aber wenn Sarah fragte, wann Reichtum wichtig geworden war, würde seine Ironie verfliegen. Seitdem Reichtum auf meiner Kundenliste steht, würde er sagen. Seitdem wir vom Reichtum

profitieren. Selbstvermarktung war sein anderer neuester Spleen. Er hatte jetzt immer zwei davon, um sicherzugehen, dass er nichts verpasste.

Und jetzt kam er in die Küche, um sicherzustellen, dass auch sie nichts verpasste. »Ist der Kaffee fertig?«

»Fast.«

»Kann ich dir helfen?«

»Das solltest du in Zukunft vielleicht zuerst fragen.«

»In Zukunft? Meinst du, ich will das noch mal durchmachen?«

Sie knallte eine Schranktür zu, nicht so laut, dass es nebenan auffiel, aber laut genug, dass Mark es verstand.

»Ich meine«, fuhr er im Flüsterton fort, »Wigwam? *Rufus*?«

»Du hast gesagt«, erwiderte sie mit zusammengebissten Zähnen, »ein zweites Paar. Du wolltest unbedingt noch jemanden dabeihaben.«

»Ich dachte an Stephen und Rebecca.«

»Die hatten schon was vor.«

»Oder Tom und Annie. Oder –«

»*Keine Zeit.*« Sie holte tief Luft. Aus dem Wohnzimmer kam dieses schreckliche, tote Geräusch, das man wahrscheinlich auf Schlachtfeldern hörte, bevor die Bussarde herabstießen. »Und als ich eingewandt habe, dass es *sehr* kurzfristig ist, hast du gesagt, dann lade doch einfach irgendjemanden ein, der Zeit hat. Egal wen.«

»So habe ich das nicht gemeint.«

»Dann hättest du das vorher sagen sollen. Jetzt ist es ein bisschen spät, meinst du nicht?«

Mark lachte kurz auf, was auch ihm selbst hätte gelten

können. Es war eine seiner typischen Kapitulationserklärungen, wobei sie genau wusste, dass das nicht lange anhalten würde. Jedenfalls sagte er als Nächstes: »Du hast doch diese Pfefferminzbonbons geholt, oder?«

»Ja. Mark.«

Also änderte er die Taktik, legte die Arme um sie: »Jetzt komm schon. So schlimm ist es doch auch nicht, oder?«

Er hatte es tatsächlich nicht mitgekriegt. Zwei Stunden lang hatte er mit angesehen, wie in Zeitlupe der Krieg erklärt wurde, und er dachte immer noch, *so* schlimm sei es nicht gewesen. »Warst du etwa nicht dabei?«

»Er hat eben sehr entschiedene Ansichten. Gerard.«

»Mir war klar, dass du nicht Rufus meinst.«

»Er ist es eben gewohnt, seinen Standpunkt zu vertreten. Eine Art Schlagabtausch ...«

»Er ist ein Vampir.« Sie befreite sich und sah als Ausweichmanöver nach, ob der Wasserkocher eingesteckt war. War er. Das Wasser hatte nur noch nicht gekocht. »Geh wieder rein, und pass auf, dass er meine Freunde nicht beißt.«

»Denen mit ihrer Greenpeace-Empfindlichkeit schadet es auch nicht, wenn sie mal aus der Reserve gelockt werden.«

»Aus der Reserve locken ist in Ordnung. Aber er will beweisen, wer den Größten hat, und das geht zu weit.«

»Sarah ...«

»Geh einfach. Geh und streichle sein Ego. Nimm meinetwegen die Federboa, wenn du meinst, dass das hilft.«

»Ich habe ihn fast an der Angel«, flüsterte Mark auf dem Weg nach draußen. »Ich bin *so* nah dran!«

Und du hast ihre Beine angestarrt, fügte sie in Gedanken

hinzu. *Die der Vorzeigefrau. Du Scheißkerl.* Aber Mark war schon weg.

Sie goss das Wasser ein, suchte und fand ein Tablett und gab die Pfefferminzbonbons in eine Schüssel. Es waren in Folie verpackte, mit Schokolade überzogene Pfefferminzbonbons, und sie aß eines, während sie darauf wartete, dass der Kaffee durchlief, und ein weiteres, während sie nach Löffeln suchte. Die Tassen passten nicht zusammen. Ein Kommentar von Mark, und es wäre ein Trennungsgrund. Dann zählte sie die Pfefferminzbonbons: zwei pro Person und eines übrig. Sie aß es und trug das Tablett hinüber.

»Waffen«, sagte Gerard mit der Miene eines Zauberers, der eine Kröte hervorzaubert, wenn die Kinder ein Häschen erwartet hatten.

»Du sammelst *Waffen*?«, fragte Wigwam, und es klang wie: Du vergreifst dich an kleinen Kindern? Wigwam entschuldigte sich, wenn ihr jemand auf den Fuß trat. Waffensammler waren das Letzte für sie.

»Was dachtest du denn? Dass ich Briefmarken sammle?«

»Na ja, ich weiß nicht ...«

»Gerard besitzt ein paar sehr teure Waffen.«

»Von billigen Waffen«, ergänzte Gerard, »sollte man die Finger lassen.«

»Meiner Meinung nach«, sagte Rufus mutig, »ist diese Art von Interesse, du weißt schon, eine Art Kompensation ...«

»Hört, wer spricht. Ich für meinen Teil leide nicht unter Penisneid.«

Sarah stellte das Tablett auf den niedrigen Tisch, um den sie saßen: Gerard in einem Sessel, Wigwam auf dem Boden,

die anderen teilten sich das Sofa. Gerard *brauchte* einen ganzen Sessel für sich, benahm sich aber nicht so, und das ging Sarah auf die Nerven. Übergewichtige sollten sich zu ihrer Situation bekennen und dafür bestraft werden. Aber Gerard bewegte sich wie ein Mann, der nur halb so dick war wie er. Sie hatte von der besonderen Anmut gelesen, die manche dicke Männer an sich haben, und es für Propaganda gehalten, aber seine Gesten waren sparsam und kontrolliert, als wäre ein Teil seines überaktiven Geistes mit Choreografie beschäftigt. Er machte jetzt zierliche Bewegungen mit seiner nicht angezündeten Zigarre und unterstrich Sätze mit kleinen, pointierten Gesten. Er hatte um Erlaubnis gebeten, rauchen zu dürfen, schien jedoch von ihrer Ablehnung kaum enttäuscht zu sein. Jetzt wackelte die Zigarre wie ein Totem gegen das Böse in seinen langen, aber wurstigen Fingern. Mit einem eigenen Kruzifix hätte sie sich sicherer gefühlt. Gerard Inchon war ein Mistkerl durch und durch.

»Worunter leidest du denn?«, fragte sie.

»Wie bitte?«

Mark sprang in die Bresche und hantierte klappernd mit Kaffeetassen. »Wer möchte Zucker?«

»Ich habe gefragt, worunter du leidest, wenn nicht unter Penisneid? Du hast viel darüber erzählt, wie toll dein Leben ist, aber es läuft doch bestimmt auch mal was schief, oder? Der Aschenbecher im Porsche ist voll, oder dein Schneider hat verschlafen ...«

»Gerard bekommt alle seine Anzüge –«

»Sarah hat einen Witz gemacht, Schatz.«

»Wenn alles so perfekt ist, warum musst du dann vor Krethi und Plethi damit protzen?«

»Ich bin ja wohl kaum Krethi und Plethi«, erwiderte Mark.

»Ich meinte nicht dich.«

Gerard Inchon lächelte. »Ich nehme an, das passiert dir öfter«, sagte er zu Sarah. »Dass Gäste spontan zum Abendessen kommen. Fremde, zu denen man höflich sein soll.«

»Nein, eigentlich nicht. So wichtig ist Mark nicht. Noch nicht.«

»Sarah ...«

»Aber das wird er sein. Also musst du dich daran gewöhnen. Denn viele von ihnen werden penetranter sein als ich.«

Das erschien ihr unwahrscheinlich.

»Und sie werden deinen oberflächlichen Small Talk und deine kaum verhohlene Verachtung vermutlich unangenehmer finden als ich. Zum Nachteil der Karriere deines Mannes. Und was machst du dann?«

»Eine Band engagieren«, sagte sie. »Eine richtige Party schmeißen.«

Wigwam sagte: »Meine Güte, ich brauche unbedingt einen Kaffee. Sind das Pfefferminzbonbons?«

»Also hast du gar nichts gegen mich, sondern gegen den Job deines Mannes?«

Mark sagte: »Hör mal, es tut mir wirklich leid ...«

»Wage es nicht, dich für mich zu entschuldigen!«

»Eine Entschuldigung ist nicht nötig. Aber ich bin gespannt, wofür Sarah sich entscheiden wird. Für welches Verhalten, meine ich.« Gerard Inchon ließ seinen Blick durch den Raum schweifen, als erwarte er Vorschläge, und wandte sich dann wieder ihr zu. »Du arbeitest nicht, oder?«

Der Themawechsel überraschte sie. »Ich – nein. Im Moment nicht.«

»Du warst im Verlagswesen, oder?«

Sie warf Mark einen feindseligen Blick zu. »Wenn du es weißt, warum fragst du dann?«

»Ich wusste es nicht. Ich habe geraten. Mal sehen, keiner von den Großen, was Engagiertes. Dritte Welt? Ökologie?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Alternative Medizin? Oder gleich alles auf einmal?«

»Green Dolphin Press«, sagte Sarah. »Wenn du es unbedingt wissen willst.«

»Mit einer Auflage von dreihundert Stück, von denen weniger als die Hälfte verkauft wird.«

Es klang, als kenne er die Bücher. »Viele Unternehmen gehen pleite.«

»Und viele nicht. Was hast du dann gemacht, im sozialen Bereich gearbeitet?«

»Mein Gott, was für ein Klischee. Aber das würde dir gefallen, oder? Suppenküchen. Armenhäuser.«

»Ich könnte die Reihe beliebig fortsetzen. Also wo, in einem Obdachlosenheim? Wird von guten Samariterinnen immer gern genommen.«

Wigwam wandte ein: »Ach, es gibt so viele –«

»Lass mich raten«, fuhr Gerard fort. »Sie konnten dich da nicht gebrauchen.«

Sarah schüttelte ungläubig den Kopf. »Was soll das?«

»Tja, ich erlebe das nur allzu oft. Der Ehemann verdient das Geld, und das Frauchen hat nichts zu tun. Wer keine Affäre hat, geht shoppen. Wer nicht shoppen geht, macht auf sozial.«

»Du bist echt widerlich, weißt du!«

»Deshalb sind diese Stellen ja auch so begehrt. Jedenfalls die interessantesten. Woran lag es, mangelnde Erfahrung?«

Ihre Bewerbung war abgelehnt worden.

»Und dann bleiben nur die öden Jobs übrig. Einzelhandel zum Beispiel. Um das durchzuhalten, hast du nicht den Mumm.«

Der Oxfam-Laden hatte sie entlassen.

Gerard Inchon lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Ich nenne es gern BHS.«

Hoffentlich fragt keiner, betete Sarah.

»*Bored Housewife Syndrome*. Die meisten Frauen langweilen sich natürlich gerne, aber es gibt ein paar, die –«

»Du widerlicher Mistkerl!«

»... auf Dinnerpartys mit Wackelpudding schmeißen. Aber das hier genießt du doch, oder?«

»Was?«

»Ein bisschen Aggressivität, ein bisschen Härte.« Er ließ seine Zigarre wie ein Amateurzauberer von einer Hand in die andere wandern. »Ich wette, du hast dich seit Ewigkeiten nicht mehr gefetzt. Du brauchst mehr Aufregung.«

In dem Moment flog das Haus in die Luft.

Der Abend hatte schon übel angefangen. Die Vorzeigefrau kam zuerst, unpassenderweise schon zehn Minuten zu früh: overdressed und sichtlich enttäuscht; offenbar hatte sie eine ganz andere Art von Party erwartet. Sarah hatte gerade eine Küchenkrise und sich ihren Namen nicht merken können; Mark musste einspringen, der Dame etwas zu trinken anbieten und sich nach ihrem Mann erkundigen. Ge-

rard suche einen Parkplatz, er komme gleich. Aus »gleich« wurde eine Dreiviertelstunde: Das war selbst für South Oxford ein Rekord. In der Zwischenzeit tauchte Wigwam ohne Rufus auf, der etwas Nebulöses erledigen musste und bald nachkommen würde. Die meisten Dinge, die Rufus betrafen, waren nebulös, sogar solche, die konkret angefangen hatten. Wigwam war Sarahs älteste, anstrengendste Freundin; Rufus ihr überraschender Neuerwerb, aber nur überraschend, weil er jünger war und bereit, sich auf ihre Kinder einzulassen. In jeder anderen Hinsicht war er ein ganz gewöhnlicher Typ, und um ein Haar hätte Sarah auch seinen Namen nicht behalten.

»Wie schön, dich zu sehen«, heuchelte Mark, der Wigwam für eine antiquierte Kuriosität hielt und normalerweise dringende Angelegenheiten vorschützte, wenn sie sich ankündigte. »Ein Glas Wein? Rot? Weiß?«

Wigwam lehnte ab und zitierte aus einem Artikel über Harnwegserkrankungen durch Alkoholkonsum. Die Vorzeigefrau sah Wigwam an, als wäre sie aus dem Zoo ausgebüxt.

Zwischen ihnen lagen Welten, schon angefangen beim Outfit. Die Vorzeigefrau trug ein rotes Slipdress, das zehn Zentimeter über dem Knie endete, und dazu passenden Lippenstift. Eine Plakatschönheit mit einer Figur wie aus dem *Playboy*. Mark starrte sie an, als hätte man ihn mit dem Besenstiel eins übergezogen. Vom Sabbern hielt ihn seine gute Kinderstube ab, aber man sah ihm deutlich an, was er dachte.

Neben ihr wirkte Wigwam wie ein Hippie, obwohl sie andererseits auch neben Bob Dylan wie ein Hippie gewirkt

hätte. Um zu beschreiben, was sie an diesem Abend trug, hätte man sich mit der Anthropologie der 1970er-Jahre auskennen müssen; wahrscheinlich etwas, das Abba aussortiert hatten, als sie sich für die weißen Hosenanzüge entschieden. Ein lila Schlapper-Onesie, die Reinkarnation eines Sofaüberwurfs. Das übrige Outfit vereinte verschiedene Stilelemente: Schmuck von Friends of the Earth; Haare à la Vogelscheuche. Wigwam besaß ein wunderschönes Lächeln, das sie die meiste Zeit über zeigte. In unbeobachteten Momenten hatte Sarah in ihrem Gesicht jedoch eine fast herzerreißende Traurigkeit gesehen, als beruhte ihr natürlicher Optimismus auf dem Wissen, dass es in ihrem Leben unmöglich noch schlimmer kommen könnte. Sie war vor sechs Monaten mit Rufus zusammengekommen, und das Lächeln war seitdem nicht verschwunden.

»Kann ich dir in der Küche helfen?«, fragte sie Sarah.

»Da ist nichts mehr zu retten.«

»Kochst du selbst?«, fragte die Vorzeigefrau so erstaunt, als hätte Sarah einen lebendigen Elefanten in der Küche und keinen toten Lachs.

»Das hatte ich vor.«

»Sarah kann toll kochen«, schwärmte Mark, was wahrscheinlich als Zeichen der Loyalität gedacht war. »Nicht wahr, Schatz?«

»Natürlich.«

»Obwohl – weißt du noch, das Rührei?«, fragte Wigwam und konnte sich vor Kichern nicht halten.

»Das Ei war okay, nur die Pfanne war hin.«

Die Vorzeigefrau guckte verständnislos, und Mark schenkte Getränke nach. Er war nervös; es war ein wich-

tiger Abend für ihn. Dieser Inchon war ein potenzieller Kunde von Der Bank Ohne Namen; dass er die Einladung zum Abendessen angenommen hatte, war fast so, als er scheine der King zur Gartenparty. Zwei Tage zuvor hatte Mark seine Frau vor vollendete Tatsachen gestellt und darauf gedrängt, dass sie ein zweites Paar einlud – er hatte Inchon gegenüber behauptet, sie erwarteten Freunde und es ginge keinesfalls, absolut nicht, um Geschäftliches. Natürlich hatte Mark an Tom und Annie oder Stephen und Rebecca gedacht, die sich benehmen und höchstens hinterher lästern würden. Sarah hatte sich gerächt, indem sie stattdessen Wigwam und Rufus eingeladen hatte. Zwischendurch hatte sie überlegt, ob das gemein gewesen war. Gemein gegenüber Mark. Jetzt wurde ihr klar, dass eher Wigwam und Rufus die Dummen waren.

»Hast du dein ganzes Leben in Oxford verbracht?«, fragte die Vorzeigefrau.

»Bis jetzt noch nicht«, antwortete Sarah.

»Wir haben vorher in Birmingham gewohnt«, warf Mark ein. »Wir sind vor gut zehn Jahren hierher gezogen, oder, Schatz?«

Ihre Rolle an diesem Abend bestand darin, zu allem Ja und Amen zu sagen.

»Ich habe mein ganzes Leben hier verbracht«, sagte Wigwam. Dann fiel der Groschen, und sie fing wieder an zu kichern.

Sarah entschuldigte sich, sie habe in der Küche zu tun, und nahm sich ausgiebig Zeit für die Salatsoße. Währenddessen traf Rufus ein, was die Stimmung nicht merklich hob. Immerhin hatte er sich die schmutzdelig-blonden, of-

fenbar selbst geschnittenen Haare gewaschen. Rasiert hatte er sich allerdings seit Tagen nicht, ganz der trotzig-stolze Proletarier unter Spießern, und damit auch sein einziger Versuch, einen Eindruck zu hinterlassen. Die weißen Flusen vorne auf seinem Sweatshirt vom vielen Naseputzen mit Klopapier waren wohl keine Absicht. Ein Heuschnupfen-Märtyrer, der sein Kreuz tapfer trug.

Die Vorzeigefrau war sichtlich erleichtert, als ein Klingeln an der Tür die Ankunft ihres edlen Ritters ankündigte. Allein und unbewaffnet hatte er den Porsche geparkt. Als Sarah aus der Küche kam, kriegte sie gerade noch ihre Begrüßungs-Bussis mit: »Du hast ja ewig gebraucht.«

»Hier ist überall Anwohnerparken. Ich musste den Wagen auf der anderen Seite des Parks abstellen und von da aus zu Fuß gehen.«

»Wo ist deine Aktentasche?«

»Die habe ich im Auto gelassen.«

»Aber ich dachte ...«

»Im Kofferraum, Liebling. Da ist sie sicher.« Er wandte sich Sarah zu. »Sie hat Angst, in eurer Gegend könnte das Auto aufgebrochen werden. Du musst Sarah sein. Es ist mir eine Freude.«

Und dies war ihre erste Begegnung mit Gerard Inchon, einem Mann, von dem sie schon viel gehört hatte; gelegentlich las sie sogar in der Zeitung über ihn, in gut recherchierten Artikeln im Wirtschaftsteil. Er war erst Mitte dreißig, sah aber aus wie vierzig oder älter: dicker Bauch, feistes Gesicht, und mit dem wenigen, nach hinten gekämmtem Haar, dem spitzen Haaransatz und dem Doppelkinn konnte er ohne Umwege ins mittlere Alter eintreten. Mark hatte ihn

wohl zu Recht als »dicken Fisch« bezeichnet, aber hinzugefügt, Inchon expandiere im Osten, wenn alle anderen den Schwanz einkniffen, was auch immer das bedeutete. »Er ist ein Spieler, ein Macher, und sehr einflussreich«, hatte Mark erklärt. Früher hätte er Wichser gesagt und dasselbe gemeint. Und für Sarah genügte dieser erste Eindruck: Der Mann trug die dünne Lackschicht der Zivilisation, unter der sich ein Höhlenmensch verbarg. Die zivilisierte Version spielte »*Beggar Your Neighbour*«. Der echte Gerard Inchon fraß seinen.

Und er machte keinen Hehl daraus. »Nette Hütte hast du hier, Mark. Aber das Kaff ist ja furchtbar. Wann ziehst du nach London?«

»Also, bis jetzt haben wir nicht vor –«

»Mann, hier draußen in der Pampa kannst du unmöglich bleiben. In der Feuchtigkeit verrostet dir ja der Computer. Hallo, und du bist ...?«

»Ich bin Wigwam, und das ist Rufus.«

»Wie bitte?!?«

»Entschuldigung«, sagte Mark, »ich hätte euch vorstellen sollen.«

»Schon gut, es sind nur sehr schräge Namen. Ihr könnt mich Gerard nennen. Ein herkömmlicher Vorname, falls er euch nichts sagt. Wigwam und Rufus, was? Klingt wie zwei Goldfische.«

»Kann ich dir etwas zu trinken anbieten?«, fragte Sarah. Arsen?, fügte sie in Gedanken hinzu. Quecksilber?

»Wodka Mart, wenn ihr so was dahabt. Ansonsten nehme ich Wein. Weißen.«

Da sie keinen Mart hatten, was auch immer das war,

schenkte Sarah ihm ein Glas Chardonnay ein, und er versuchte gottlob nicht zu benennen, was für einer es war. Währenddessen horchte er Wigwam aus. »Du hast *vier* Kinder?«

Als wäre er von der Bevölkerungskontrolle, und sie hätte gegen das Gesetz verstoßen.

»Von meinem Ex.«

»Oh. Sind also nicht von Rufus.«

»Nein. Aber er hat mich trotzdem geheiratet.«

»Verdammt mutig von ihm«, sagte Gerard. Vermutlich in Bezug auf die Kinder.

»Rufey war ein Waisenkind«, erklärte Wigwam. »Er hat sich immer eine große Familie gewünscht.«

Rufey widersprach nicht. Er ging Sarah auf die Nerven. Er ließ das Gespräch über sich hinwegrauschen wie ein Fluss über einen Kiesel, und er ragte nie heraus, egal wie seicht das Gespräch war. Wie hatte er es geschafft, Wigwam zu bezirzen? Vielleicht einfach, indem er verfügbar war.

Das war ein boshafter Gedanke, aber Gerard Inchon hatte sie in boshafte Stimmung versetzt. Er wandte sich jetzt ihr zu. »Und was ist mit Sarah?« Sie hasste es, in der dritten Person angesprochen zu werden. »Habt ihr Pläne für Nachwuchs?«

»Keine, die nicht privat wären«, antwortete sie honigsüß.

»Natürlich wollen wir Kinder«, sagte Mark. »Ehrlich gesagt, so bald wie möglich.«

»Ist das wahr?«

»Na ja, nicht ganz«, erwiderte Sarah. »Mark möchte Kinder. Und zwar so bald wie möglich. Das stimmt.«

Mark starrte sie finster an. Wigwam sagte: »Ach, wenn

du erst mal welche hast, kannst du dir ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen.«

»Das sagen alle. Aber was ist, wenn es bei mir anders ist?«

»Betrachte es als Investition«, sagte Gerard. »Für Kinder bekommt man in manchen Teilen der Welt viel Geld.«

Das schien der richtige Moment für einen Ortswechsel zu sein, da es unwahrscheinlich war, dass in nächster Zeit vor einem Waisenkind und einer Öko-Mutter etwas noch Taktloseres gesagt werden könnte. Weil sie im Wohnzimmer essen würden – einem großen, durchgehenden Raum, der den größten Teil des Erdgeschosses einnahm –, dauerte es nur knapp fünf Minuten, alle von einer Seite zur anderen zu lotsen, wobei Wigwam und Rufus am schwierigsten zu platzieren waren. Wigwam wollte es immer allen recht machen und konnte sich nicht für einen Stuhl entscheiden, und Rufus wirkte, als hätte er am liebsten aus einer Schüssel in der Küche gemampft. Sarah kam zu dem Schluss, dass ihr ein kleines Teufelchen – ihr persönlicher Dämon – sie dazu gebracht haben musste, diese beiden einzuladen.

Das Menü hatte sie einfach gehalten, zum Teil aus gesundem Menschenverstand, aber auch aus dem Wunsch heraus, Mark zu zeigen, dass sie nicht sechszehn Stunden in der Küche verbringen würde, um ihn gut dastehen zu lassen. Also: gefüllte Paprika zum Auftakt, dann Lachs mit Limettensaft und Apfel. Avocadosalat. Obstsalat. Einige der edleren Käsesorten vom Markt. Nichts Spektakuläres, aber es war auch nichts daran auszusetzen, es sei denn, Gerard erwartete rohes Fleisch, aber dann würde er wohl einfach in seinen Tischnachbarn beißen.

Gerard erwies sich als unkompliziert und aß alles, was man ihm vorsetzte; der Knigge konnte ihm dabei gestohlen bleiben. Ihn zum Schweigen zu bringen war schwieriger. Sarah dachte, dass erfahrene Gäste – und Inchon schien es gewohnt zu sein, sich bei anderen durchzufuttern – doch darin geübt sein sollten, Fremde auszuloten und eine gemeinsame Basis zu definieren, auf der man sich unterhalten konnte. Aber Inchon betrat Neuland, nur um Minen zu legen und sich dann zurückzuziehen; er taxierte die Leute und wählte dann die Waffe, die sie zu Fall bringen würde. Mark gegenüber war er vollkommen umgänglich und unterhielt sich mit ihm in einem für den Rest der Gesellschaft unverständlichen Finanzkauderwelsch; Sarah behandelte er mit schleimiger Höflichkeit. Wigwam und Rufus dagegen provozierte er bis aufs Blut.

Mit dem Krieg zum Beispiel. Oder besser: dem Beinahe-Krieg. Denn im Nahen Osten spitzte sich die Lage zu; die Unnachgiebigkeit des Irak gegenüber den UN-Inspektionen führte zu Säbelrasseln in der gesamten westlichen Welt. Politiker hielten tiefernte Pressekonferenzen ab, während sie sich insgeheim die Hände rieben; die Boulevardblätter kreischten, die großen Zeitungen donnerten. Auslandskorrespondenten überprüften ihre Designer-Khakis. Und die Wigwams dieser Welt warfen vor Scham und Entsetzen die Hände in die Luft, während die Inchons das Kabelfernsehen einschalteten, die Fernbedienung in der einen und die Börsenkurse in der anderen Hand.

»Nichts kurbelt die Wirtschaft so an wie ein ordentlicher Krieg.«

»Ist das dein Ernst?«

»Natürlich. Und dabei rede ich nicht vom Preis einer Dose Bohnen, meine Liebe. Ich meine großes Geld. Aufträge für Hubschrauber, Arbeitsplätze für ganze Städte. Der Medienrummel reißt die Leute mit.«

»Und was ist, wenn wir verlieren?«

»Das ist keine Option.« Er lächelte herablassend. »Die Gegenseite hat nichts als einen zusammengewürfelten Mob mit veralteten Waffen, während die westlichen Armeen über den neuesten Hightech-Schnickschnack verfügen, den sie sicher gerne mal ausprobieren würden. Die Leute da unten leben ja praktisch noch in der Steinzeit. Sie hatten einfach Glück mit dem Öl.«

»Bei einem Atomkrieg gibt es keine Gewinner«, unkte Wigwam.

»Das ist eine naive und dumme Einstellung. Die Seite, die über nukleare Waffen verfügt, gewinnt gegen die, die keine hat. Es ist nur eine Frage der Öffentlichkeitsarbeit.«

»Das ist widerlich«, sagte Sarah.

Inchon lächelte selbstgefällig. »Das ist realistisch. Wo bei es so weit wohl nicht kommen wird. Es gibt schnellere und sauberere Wege. Was nützt es, einen Krieg zu gewinnen, wenn man danach eine riesige Entschädigungsrechnung präsentiert bekommt? Was denkst du?« Er wandte sich an Rufus.

»Ich – ich weiß nicht ...«

»Vielleicht solltest du deine Frau fragen, was du meinst. Sie wird es wahrscheinlich wissen. Könnte ich noch etwas Wein haben, Mark? Vielen Dank.«

Rufus war rot geworden. »Es wird keinen Krieg geben«, sagte er.

»Ach, nein? Warum nicht?«

»Weil die Leute zur Vernunft kommen werden«, sagte Rufus. »Niemand will das noch mal durchmachen. Verkohlte Leichen und –«

Gerard warf den Kopf zurück und lachte. »Großartig«, stieß er hervor. »Großartig.« Er leerte sein Glas Wein zur Hälfte. »Die Leute werden zur *Vernunft* kommen«, wiederholte er, inzwischen mit leicht verwaschener Aussprache. »Sehr klug analysiert.«

Rufus errötete zwei Nuancen tiefer. »Was meinst du denn? Glaubst du, die machen das einfach?«

»Die machen das einfach. Klingt fast wie ein Slogan. Keine Ahnung. Ich weiß es nicht. Vielleicht machen sie es, vielleicht auch nicht. Ich kann mir ein halbes Dutzend Szenarien denken für beide Seiten. Aber keines enthält Menschen, die zur Vernunft kommen. Hier geht es um Geopolitik, nicht um einen Streit im Sandkasten.«

»Es geht um *Menschenleben*«, entgegnete Wigwam. »Man kann nicht so tun, als ginge es dabei nicht um Menschen.«

Gerard sah Mark an. »Das Problem bei Diskussionen wie dieser ist, dass Frauen jedes Mal sentimental werden. Man kann mit ihnen nicht über Krieg oder Sport diskutieren, weil sie einfach nicht kapieren, wie entscheidend das Ergebnis ist. Sie haben immer Mitleid mit den Verlierern.«

Mark sagte: »Tja, äh, offensichtlich –«

»Offensichtlich was?«, fragte Sarah.

»Offensichtlich spricht viel dafür, den menschlichen Faktor mit einzubeziehen. Aber langfristig gesehen –«

»Was ist langfristig gesehen?«

»Langfristig gesehen sind es nicht die Betroffenen selbst, die die wichtigen Entscheidungen fällen. Möchte noch jemand Wein?«

»Du willst dich also nicht für eine Seite entscheiden?« Die Vorzeigefrau hatte schon lange nichts mehr gesagt. »Ich hätte gerne noch etwas Wein.« Mark bemühte sich, nicht vor Dankbarkeit zu strahlen, und verschwand in der Küche, um eine weitere Flasche zu holen.

Sarah wandte sich Gerard zu. »Was hast du überhaupt damit zu tun?«

»Wie bitte?«

»Ich habe keine Ahnung, was du machst, außer dass du diverse Kunden mit Waren belieferst. Ich meine, du produzierst doch nichts, oder?«

»Ich mache Geld, meine Liebe. Und zwar sehr viel.«

Sie war ins offene Messer gelaufen. »Und das wirst du auch weiterhin tun, wenn es Krieg gibt, oder? Mit den Toten Profit machen?«

»Bei dir klingt das so, als würde ich auf Schlachtfeldern Leichenfledderei betreiben.«

»Weit davon entfernt ist das nicht, oder?«

Er sah sie an. »Nein, in der Tat. Mein ›Anteil‹ daran ist der gleiche wie deiner. Ich werde Mitglied einer beteiligten Nation sein. Ansonsten habe ich keine unmittelbaren Interessen. Aber ich nehme an, im Gegensatz zu dir werde ich tatsächlich die Truppen unterstützen, die in meinem Namen ausgesandt werden. Denn je weniger von ihnen sterben, desto mehr freut es mich. War es das, worauf du hinauswolltest?«

Sarah biss sich auf die Zunge. Gerissener Mistkerl.

Gerard sah Rufus an. »So viel zum Weltgeschehen. Und was machst du so?« Er legte einen leichten Akzent auf »machen«, als müsse Rufus doch irgendetwas *tun*, so schwer es auch vorstellbar war.

»Ich, äh, arbeite *freelance*.«

»*Freebase*? Hat das nicht etwas mit Drogen zu tun?«

Rufus hustelte. »Ich bin Freiberufler.«

»Ah, freiberuflich. Als was? Kostenplaner? Fensterputzer?«

Mark kam mit einer offenen Flasche zurück und wedelte verlockend damit.

»Ich unterrichte«, antwortete Rufus. »Erwachsenenbildung«, fügte er hinzu.

»Wie faszinierend«, hauchte Gerard.

Sarah hatte genug. Wenn sich Gerard Inchon nicht zurückhielt, würde ihm gleich ihr Besteck aus dem Rücken ragen.

»Äh, möchte jemand noch Wein?«, fragte Mark schließlich.

»Ich gehe Kaffee kochen«, sagte Sarah.

Die Explosion setzte dem Gespräch ein Ende. Sie schien in zwei Phasen zu verlaufen, obwohl Sarah sich später nicht mehr genau daran erinnern konnte, in welcher Reihenfolge das geschah. Das Zimmer bebte, nicht heftig, aber mehr als bei einer durchschnittlichen Dinnerparty üblich; die Bilder an den Wänden klapperten in ihren Rahmen, und die Lampe begann zu schaukeln, sodass die Schatten aus ihren Ecken huschten. Und dann, oder vielleicht auch kurz zuvor, gab es einen dumpfen Knall, gefolgt von einem Geräusch wie von

einem Erdrutsch, aber hier, in Oxford? Wigwam ließ ihr leeres Weinglas fallen; die Vorzeigefrau riss die Augen auf. Mark sprang auf und blickte automatisch zu Gerard, als wäre er als der Reichste am Tisch der Experte für alles. Zu ihrem Ärger merkte Sarah, dass sie dasselbe getan hatte. Gerard stellte ganz vorsichtig sein Glas ab und drehte sich zum Fenster um, vor dem die Vorhänge zugezogen waren. Dann nickte er wissend und wandte sich wieder Sarah zu. »Das war eine Bombe«, sagte er.

»Eine Bombe?«

»Unverkennbar. Eine Gasexplosion würde ...«

Rufus stürmte an ihm vorbei zur Eingangstür.

Es entstand eine kurze Verwirrung – sollten sie Rufus folgen oder auf Gerard hören? Dann setzte ein allgemeiner Exodus in Rufus' Kielwasser ein. Wahrscheinlich war es Rufus' einzige Chance, Inchon jemals die Schau zu stehlen, aber dieser Gedanke kam Sarah erst später. In diesem Moment befand sich ihr Verstand in jenem Ausnahmezustand, in dem alles hell und klar erscheint und sich zugleich in Zeitlupe abspielt, ohne dass man Worte dafür findet. Hinterher wünschte sie sich, sie hätte den Ausdruck auf Gerards Gesicht genießen können, aber sie musste sich damit begnügen, ihn sich vorzustellen.

Die Explosion hatte sich in mehreren hundert Metern Entfernung ereignet, vielleicht sogar hinten am Flussufer, und selbst vor dem nachtschwarzen Himmel konnte man erkennen, dass Rauch die Luft trübte wie ein Tintenfisch das Wasser in großer Tiefe. Aber Flammen sah man kaum, und wenn sich nicht bereits eine Menschenmenge unter den Straßenlaternen versammelt hätte, hätte Sarah nicht ge-

wusst, wohin sie schauen sollte. Zu hören war nur noch der Nachhall: eine Art gedämpftes Dröhnen, das von den Häuserwänden zurückgeworfen wurde. Sarah biss sich auf die Lippe, schmeckte Blut, gemischt mit Minze, und ein Teil von ihr wollte wissen, was passiert war, der Rest lieber nicht. Sie standen in einer Gruppe beisammen, nur Rufus hielt sich etwas abseits, ein paar Meter näher am zerstörten Haus, als ob dieser kleine Vorsprung ihm eine andere Perspektive verschaffen würde. Durch das Getöse hörte Sarah das Gemurmel der Menge vor sich; den anerkennenden Unterton wie bei einem Freudenfeuer. Denn es brannte durchaus. Wenn man genau hinschaute, sah man durch ein Fenster im oberen Stockwerk einen Schimmer, als würde ein Drache gegen die Scheibe hauchen.

»Das muss eine Gasleitung sein«, meinte Rufus.

»Was sollen wir machen? Wir können doch nicht einfach hier rumstehen!«

Mark legte einen Arm um sie. »Wir können gar nichts tun. Wir müssen auf die Einsatzkräfte warten.«

»Wem gehört denn das Haus?«, fragte Wigwam. »Kennt ihr die Leute?«

Als ob das etwas ändern würde, dachte Sarah. Als ob das jetzt wichtig wäre.

»Ich glaube, da kommt die Feuerwehr«, sagte die Vorzeigefrau. Sarah wünschte, sie könnte sich an ihren Namen erinnern. »Hört mal, die Sirenen!«

Jetzt hörten sie sie auch: ein schrilles Jaulen, das über die Dächer wirbelte und die Straße entlang hallte.

Gerard zündete sich eine Zigarre an. Die Flamme seines Feuerzeugs warf einen teuflischen Schatten auf sein rundes

Gesicht und betonte seine Stirnglatze. »Ein bisschen Spannung zum Schluss«, bemerkte er. »Hast du das extra inszeniert, Mark?«

»Ach, halt doch die Klappe«, fauchte Sarah.

Sie wusste nicht, wem das Haus gehörte, aber es lag nah am Flussufer. Die Menge hielt Abstand; keine Amateurheldaten um diese Uhrzeit. Vielleicht war das Haus auch tatsächlich leer gewesen. Aber Sarah wünschte sich, jemand würde etwas unternehmen, und sei es nur, um den Rest von ihnen von den lähmenden Gewissensbissen zu befreien, bei einem Unglück tatenlos zuzusehen. Sie trat einen Schritt von Mark weg, dessen Arm von ihrer Schulter fiel. Und jetzt kam die Feuerwehr um die Ecke gebraust, ohne die Sirenen abzuschalten, um die Dringlichkeit des Einsatzes zu unterstreichen. Nichts Ernsthaftes geschah jemals leise. Jedenfalls nicht, wenn Männer am Steuer saßen.

»Hier gibt es nichts zu sehen«, sagte Mark, unabsichtlich einen Polizisten imitierend. »Schaulustige sind hier nicht erwünscht.«

»Wo bleibt der Notarzt?«, fragte Wigwam.

»Da kommt er schon.«

Der Krankenwagen folgte den Löschfahrzeugen; sein Blaulicht schimmerte zwischen den Häusern hindurch. Ein Rettungswagen musste noch lange nicht heißen, dass jemand verletzt war, dachte Sarah. Aber diese Mutmaßungen waren sinnlos. Sie hatte keinen blassen Schimmer – es konnte sich genauso gut eine Schar Kleinkinder im Haus befinden. Die Löschfahrzeuge bezogen neben dem Haus Position, und alle möglichen effizienten Routinen spielten sich ab. Schläuche schlängelten sich aus den Rückseiten der

Fahrzeuge, während Männer mit gelben Helmen sich gegenseitig Anweisungen zuriefen. Die Menge wich ehrfürchtig oder gehorsam zurück, während zwei Männer in Weiß Tragen aus dem Rettungswagen zogen. Aus dieser Entfernung wirkte alles unwirklich, als würde Sarah eine nicht ganz akkurate Darstellung einer kleinen Katastrophe beobachten. Sie hörte Glas zerbrechen, dann rauschte Wasser aus einem Schlauch, der auf die Überreste des oberen Stockwerks gerichtet war. Aus diesem Winkel war es schwer zu sagen, aber das Haus sah schief aus, als ob ein Teil von ihm von der Nacht und dem Schatten verschluckt worden wäre oder von etwas mit einem noch größeren Appetit. Es musste das Eckhaus sein, dachte Sarah, also war vermutlich das, was davon eingestürzt war, in den Fluss gefallen.

»Sollen wir näher rangehen?«, fragte Wigwam besorgt. »Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, ich weiß, wer da wohnt.«

»Wir wären nur im Weg«, erwiderte Mark schroff.

Rufus streckte die Hand aus und packte Wigwam am Ärmel, entweder um sie zu trösten oder um sie aufzuhalten, Sarah wusste es nicht. Wieder gab es einen lauten Knall, und uniformierte Männer sprangen vor den herabfallenden Trümmern beiseite.

»Ich kann das nicht mit ansehen«, sagte Sarah. »Gehen wir ins Haus.«

Alle drehten sich um, nur Gerard sträubte sich. Vielleicht fand er Gefallen an den Tragödien anderer, aber wahrscheinlicher war, dass er seine Zigarre zu Ende rauchen wollte. Sarah fand den Stumpen am nächsten Morgen, fünf Zentimeter lang und aufrecht auf den Torpfosten gedrückt,

wie die Hinterlassenschaft eines besonders akrobatischen Pudels.

Alle waren still und bedrückt, und mindestens zwei sehr bestürzt über das, was geschehen war. Mark verarbeitete den Schrecken auf typisch männliche Art und holte den Brandy hervor, den er für private Notfälle reserviert hatte. Er und Gerard genehmigten sich einen; alle anderen lehnten ab. Rufus trank prinzipiell keine harten Sachen. Gerard fand das wenig überraschend, aber ansonsten herrschte von nun an ein Waffenstillstand, der bis zum Ende des Abends andauerte. Zu Sarahs Überraschung war es zwölf, bis sich alle verabschiedeten. Sie hatte geglaubt, jede Minute unerträglich bewusst wahrgenommen zu haben, aber die letzte Stunde war völlig an ihr vorbeigezogen.

Die Dankesworte ihrer Gäste klangen gekünstelt in ihren Ohren. Die eine Hälfte wollte sie nie wiedersehen, die andere hätte sie besser nicht eingeladen. Obendrein hatte Mark als Ehemann nicht gerade Punkte gesammelt. Sie schützte Kopfschmerzen vor und zog sich in die Küche zurück, noch bevor sich die Haustür geschlossen hatte. Die Küche lag zum Garten hinaus, und dort konnte sie so tun, als wäre der Lärm draußen eine Party und es täte ihr höchstens leid, dass sie nicht eingeladen war.

Sie hörte, wie Mark nach oben ging. Früher hätte er ihr beim Aufräumen geholfen; jetzt schien das ihre Aufgabe zu sein. Er würde zwar eher sein Abonnement für den *Guardian* kündigen, als den Ausdruck »Frauensache« zu verwenden, aber er hatte garantiert eine Ausrede parat. Anstrengender Tag im Büro, lange Rückfahrt, musste den ganzen Weg von Paddington aus stehen. Außerdem war sie seinen

Gästen gegenüber bissig gewesen, was seiner Karriere kaum förderlich war. Und ganz abgesehen von seinem stressigen Tag oder was sie zu wem gesagt hatte, ging ihr dieser fiese kleine Jingle nicht aus dem Kopf, den sie in letzter Zeit ständig hörte, obwohl er ihn noch nicht laut ausgesprochen hatte:

*Es ist ja nicht so, als hättest du etwas anderes zu tun.
Oder, Sarah?*

Sie stapelte das schmutzige Geschirr. Es war nur eine Viertelstunde Arbeit, aber sie war müde. Morgen früh, dachte sie. Sie würde es morgen früh erledigen. Dann überkam sie plötzlich die schreckliche Vision, dass sie beide im Schlaf in die Luft fliegen könnten und es kein Morgen mehr geben würde. Aber das würde nicht passieren, nicht zweimal in derselben Straße. Nicht zwei Gasexplosionen so dicht beieinander, obwohl sie vielleicht lieber die Heizung warten lassen sollte, wenn sie schon vom Schlimmsten ausging ...

Gerard hatte es für eine Bombe gehalten, fiel ihr ein.

Etwas bewegte sich vor der Hintertür, erschreckte sie und riss sie aus ihren Gedanken. Wahrscheinlich eine Katze, entschied sie schnell. Richtig.

Als sie sich näherte, sah sie, wie das Tier auf der Terrasse saß und sich putzte; eine bekannte schwarze Katze aus der Nachbarschaft, das Gegenteil einer Straßekatze, sie wurde von etwa sechs verschiedenen Haushalten gefüttert. Auf keinen Fall würde sie da mitmachen. Aber sie blieb stehen und beobachtete sie eine Weile, bis es ihr zu schwerfiel, sich auf die Welt jenseits ihres eigenen Spiegelbildes zu konzentrieren, das in dem Dutzend Glasscheiben, aus denen die

Hintertür bestand, zerstückelt und vervielfacht wurde. Betrachte dich so, wie Picasso dich sehen würde, dachte sie. In ihrem Fall: schwer. Schlaffes, schulterlanges Haar. Ein Hauch zu viel Make-up an diesem Abend ... *Diese Frau hat ein geringes Selbstwertgefühl.* Weshalb sie noch lange nicht unrecht hat, dachte Sarah bitter. Fragen wir doch mal Mark nach seiner Meinung.

Aber er war nicht verfügbar. Die Katze unterzog sie jedoch einer peinlich genauen Prüfung; ihre Augen spiegelten das Licht in der Küche wider, ihr Blick war fest und unnachgiebig, und es schien Sarah, als würde sie von ihr auf einer Art Katzenwaage gewogen; sie prüfte ihr Überlebenspotenzial auf der anderen Seite der Scheibe, bei den wilden Wesen. Sie schnitt nicht gut ab. *Zu alt, zu langsam, zu fett.* Erst dreiunddreißig. Noch nie besonders schnell gewesen. Ja, sie könnte ein paar Kilo abnehmen. *Die andere Sarah Tucker hätte sich ganz gut gemacht. Aber bei dir bin ich mir nicht sicher.* Es war das Urteil eines überlegenen Wesens, das fühlte sie; eines Wesens, das nie eine Dinnerparty für den schrecklichen Kunden seines Partners würde ertragen müssen oder seine Gefühle an den Haushalt verschwendete.

Aber was soll's, dachte Sarah Trafford, geborene Tucker, es ist schließlich nur eine Katze.